

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

158 (9.7.1932) Die Mußestunde

Welt und Wissen

Die Kneippkur hat sich seit Jahrzehnten bereits allerorts Bahn gebrochen, so daß das Dafür und Davider längst allgemeiner Erkenntnis über ihre Bedeutung gewichen ist. Die sechsten im Verlag von Knorr und Hirt in München erschienene Neuausgabe des Buches „Die Kneippkur — die Kur der Erfolge“, von Sanitätsrat Dr. Albert Schalle, (320 Seiten mit 32 Bildern, gebefet 5,70 M., gebunden 7,20 M.), wird daher ihren Weg machen. Das vorliegende Werk Schalles, dem bekannten Kurarzt von Bad Wörzshofen, ist gründlich überarbeitet, erweitert und ergänzt. Eine Reihe weiterer Anwendungen der Kneippischen Mittel wurde eingefügt, ebenso kam ein alphabetisches Sachregister dazu. Das Buch ist damit als Nachschlagewerk erweitert worden und dürfte so ein begehrtes Auskunftsmittel für die zahlreichen Reize sein, die in der Kneippkur ein wertvolles Mittel für die Gesundheit erblicken. Nach der medizinischen Seite hin ist beachtlich, was der Verfasser zur Kneippkur ein wertvolles Mittel für die Gesundheit erblicken. Nach der medizinischen Seite hin ist beachtlich, was der Verfasser zur Kneippkur ein wertvolles Mittel für die Gesundheit erblicken. Nach der medizinischen Seite hin ist beachtlich, was der Verfasser zur Kneippkur ein wertvolles Mittel für die Gesundheit erblicken.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden.

Der Spanier Vicente Blasco Ibañez, dessen Romane, gleich dem soeben auf deutsch erschienenen Roman „Die Bobega“ von der Bühnergilde Gutenberg herausgebracht werden, hat in jedem seiner Bücher eine andere Gegend seines Landes und eine andere soziale Schicht dargestellt. Auf diese Weise gelang es ihm, einen Querschnitt durch alle Klassen Spaniens zu geben. Ibañez war ein glühender Republikaner, und er hatte gehofft, die Ausrufung der Republik noch zu erleben. Der Sturz der Monarchie, den er vorbereitet sah, ereignete sich kurze Zeit nach seinem Tode. Dieser mutige Schriftsteller, der schon zu seinen Lebzeiten in Spanien und in vielen anderen Ländern eine starke Resonanz gefunden hatte, bei uns aber erst nach dem Kriege bekannt wurde, hat einen großen Teil seiner Romane im Gefängnis geschrieben. Er mußte seine Propaganda für die Republik wiederholt mit Gefängnisstrafen und Ausweisung büßen. Der neu erschienene Roman „Die Bobega“, in Reinen gebunden 2,70 Mark für die Mitglieder der Bühnergilde Gutenberg, atmet einen unverfälschten Haß gegen die herrschende Gesellschaft. In weit aussehender Darstellung erzählt Ibañez die Provinz um die Stadt Herez, einer Zentrale des spanischen Arbeiterkampfes, das Leben der in entsetzlicher Not zusammengewürfenen Saisonarbeiter auf den Weinbergen und in den Landgütern und die nach Mehrwert und politischer Geltung hungrieren Unternehmer und Grundbesitzer. Diese Darstellungen, in denen Ibañez wieder einmal beweist, daß er ein realistischer Erzähler von hohen Stadien ist, sind gruppiert um das Schicksal einiger Menschen, die typisch sind für die sozialen Schichten, denen der Autor in diesem Buch einen Platz gegeben hat. Andeutungen mit feinen von ihrem Blut und ihren Traditionen hingehaltenen Eigenheiten und verorteten Adligen, seinen verzweifelt um Land und Brot kämpfenden Tagelöhnern, seinen tollkühnen Schmugglern und seinen Rebellen, steht bei der Fülle dieses Buches doch vor uns auf. Die Neuauflage gewinnt besonders dadurch an Wert, daß die junge spanische Republik gerade jetzt vor die dringende Aufgabe gestellt ist, die alte Forderung der Proletarier nach Land und Freiheit zu erfüllen. Der Schrei nach sozialer Gerechtigkeit, der durch den ganzen Roman „Die Bobega“ erklingt, wird nicht eher verstummen, als bis die spanische Republik ihn erfüllt und damit ihre Existenz gesichert hat. Schon einmal ist Spanien für kurze Zeit Republik gewesen. Aber diese Republik war es nicht wert, von den Proletariern verteidigt zu werden, und sie wurde von den wiederkehrenden Monarchisten über den Haufen gerannt. Die jetzige spanische Republik wird hoffentlich aus der Geschichte lernen.

„Güter fützen“ — der sechsten im Urania-Verlag in Jena erschienene Roman von Felix Scherret (24 Seiten; kart. 2,00 Mark) ist ein Roman unserer Zeit. Beispiellose Wandlungen vollziehen sich gegenwärtig. Vieles, was gestern noch in Glanz und Purpur prangte, in der Wüste des Gemeinwohls sich sonnte, ist gestürzt, erstickt nackt und zeigt die Frage abstellen, auch vor Fälschungen nicht zurückweichenden Eigenwesens. Scherrets Roman deckt diese Dinge auf. Die Handlung spielt in einem deutschen Staat, der mit einer „nationalen“ Regierung gesegnet ist. Die Regierung löst sich in Verbote, Bestrafungen und Anbelohnung der Freiheit aus. Ein Studentrat wird entlassen, weil er einmal den Himmel mit einer Kugelkugel verglichen hat. Die Nationalsozialisten dürfen in großen Kundgebungen die Republik beschimpfen, Versammlungen der Freidenker aber werden verboten. Der ganze Spitz endet, als ein großer Industriekonzern zusammenbricht, durch den sich die Regierung kompromittiert. Die Handlungslofen Wirtschaftszusammenbrüche der Gegenwart spielen in die Handlung hinein. Weder diese Zusammenbrüche noch der Roman ein treffendes Bild der nationalen Schichten, ohne anläßliches Pathos in gelungener ironischer Form. Die interessante beschönigte Schreibweise macht das Lesen zum Genuß. Erstausgabe hat der Verlag den Roman bei guter Ausstattung sehr billig herausgebracht, so daß der Kauf möglich gemacht ist.

Rätsellecke

Rösselsprung

	nen	den	sei	biß	
ge	te	stift	sch	sch	sch
sch	nen	stift	nen	sch	sch
nen	sch	nen	den	nen	nen
sch	nen	biß	den	schmerz	sch
	den	nen	sch	nen	

Scherz-Rätsel



Rätselaufösungen

Auflösung der Reimerergänzungs-Rätsels: Die fehlenden Reime lauten: tage, Klage, späten, Haus, Strauß, schmähten.

Bilderrätsellösung: Das Denken macht groß, das Fühlen reich. Richtig gelöst: Jul. Gimmmer, Karlsruhe; Friedr. Hörnel jr., Karlsruhe.

Witz und Humor

H. G. Wells, der bekannte englische Schriftsteller begann als Handlungsgehilfe. Da seine Tätigkeit ihn nicht befriedigte, warf er sie über Bord und widmete sich der Literatur. Seine Mutter machte ihm schwere Vorwürfe, ihr erschien es undenkbar, daß ein junger Mann einen guten, ehrenwerten Beruf aufgeben könnte, um Geschichten zu schreiben. Aber der junge Wells hatte bald Erfolg, und für eines seiner früheren Werke bekam er ein so großes Honorar, daß allein die Zinsen sein früheres Jahresgehalt überstiegen. Das sagte er der Mutter, aber selbst da war die gute Frau noch nicht befriedigt. „Das ist ja sehr schön, mein Junge“, sagte sie, „aber ich wünschte doch, es wäre etwas Dauerndes.“

Als die berühmte Freizi Massary ein junges, unbekanntes Mädchen war, war ihre Kunstbegeisterung um so größer. Eines Tages sang Caruso in der Oper, als sie für kurze Zeit in Paris aufhielt. Hören mußte sie ihn, das stand fest, aber die hundert Franken, die die Einlasskarte kostete, vermochte sie nicht aufzubringen. Sie überlegte hin und her, und schließlich hatte sie einen Ausweg gefunden. Sie zog ihr schönstes Abendkleid an und fuhr in die Oper. Hier mengte sie sich in den Strom der Besucher und gelangte unangefochten bis in den Gang hinter dem Parkett. Hier blieb sie stehen, ging aufgeregt auf und ab und sah alle zwei Minuten nervös nach der Uhr, so, als erwarte sie jemanden. Auf diese Weise gelang es ihr, den ganzen ersten Akt und die berühmte Bojazzo-Arie kostenlos zu hören. Vielleicht hat Caruso selten ein begeistertere Zuhörerin gehabt.

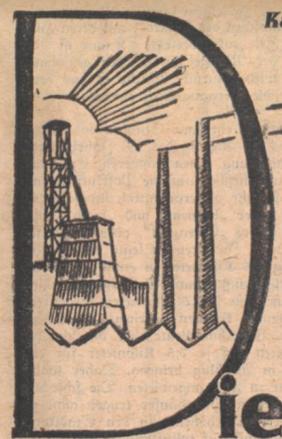
Von der berühmten Tragödin Sophie Schröder weiß man, daß sie bis in ihr hohes Alter ein leicht entflammbares Herz hatte. Als sie 62 Jahre alt war, kam in ihrer Gegenwart das Gespräch auf die Liebe. Da erhob sich Sophie Schröder in höchster Erregung und erklärte mit großem Pathos: „Dieser niederrückigen Leidenschaft habe ich ewig, auf ewig! — ewig!“ Die Jugend war zuerst sprachlos, dann aber fragte eine der Damen etwas spöttisch: „Seit wann denn?“ Worauf die alte Künstlerin mit tiefem Ernst antwortete: „Seit zwei Jahren!“

Als Heinrich Laube Direktor der Wiener Hofburg war, machte er dem jungen Schauspieler Sontag Vorwürfe, weil dieser in seiner Liebhabertolle zu schäbig angezogen war. Sontag erwiderte ärgerlich: „Das kann schon stimmen, aber wenn ich mich anders kleiden soll, darf ich mir Ihre Garderobe auch nicht zum Muster nehmen!“ (Laube gab selbst sehr wenig auf sein Aussehen.) Ruhig erwiderte Laube: „Das verlange ich auch nicht, ich spiele ja auch keine Liebhaber. Für einen Direktor ist meine Garderobe gut genug!“ Schriftleiter C. Grünbaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

Karlsruhe, 9. Juli 1932

52. Jahrgang

= 28. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Ein sozialistischer Künstler

Walter Crane

Von Hedda Wagner

Die Künstler Englands haben im 19. Jahrhundert drei Männer in ihrer Mitte gehabt, die überzeuge und radikale Sozialisten waren: Morris, der Verleger und Freund Rossetis, Ruskin, der Reformator und philosophische Vorkämpfer, der seine Bücher mit der Hand druckte und auf Wagen verfrachtet ließ, um gegen das Ueberhandnehmen der Maschinenzivilisation zu demonstrieren — und Walter Crane, der große Maler und Kunstgewerbetler, unsterblich von diesen Dreien die lebenswürdigste und vielseitigste Erscheinung.

Mehrfach — man findet kein anderes Wort für sein Schaffen, wenn man hört, daß er im Verlauf eines einzigen Jahres Delbilder malte, eine Statuette modellerte, Buchillustrationen lieferte, Kartons für Glasfenster schuf und eine Fülle von Kunstgewerblichen Arbeiten, Schildereien, Entwürfe für Fliesen und Tapeten usw. produzierte. Dieser lebenswürdige, gute und bescheidene Mensch war zugleich ein Künstler voll Arbeitsfreude und Schaffenskraft. Er stammte aus künstlerischem Milieu. In Liverpool ward Walter als Sohn des hervorragenden Miniaturmalers Thomas Crane am 15. August 1845 geboren und in solch künstlerischer Umwelt ist er sein Leben lang geblieben. Seine Gattin führte als Meisterin der Nadel seine Entwürfe aus, und die beiden Söhne traten, der eine als Architekt, der andere als Maler und Graphiker, in die Fußstapfen des Vaters. Ein glückliches Familienleben ließ den sonnigen Humor des Künstlers, der von sich selber sagte, er müsse mit Papier und Bleistift auf die Welt gekommen sein, und der ein warmherziger Tierfreund war, immer mehr erblühen. Als Tierzeichner hatte der Knabe auch begonnen — sein erster Verdienst war ein Glas Milch, das ihm ein Bauer für die Zeichnung seines Pferdes gab.

Nach dem Tode seines Vaters begab sich Crane, auf Ruskins Empfehlung, zu Henry Linton, einem tüchtigen Graphiker, in die Lehre. Und dort ward er nicht nur in seiner Kunst gefördert — er lernte auch bedeutende Persönlichkeiten kennen, die ihm die Ideenwelt des Sozialismus nahebrachten. Zeitlebens blieb er ihnen treu — und hat diese Ideale in vielen seiner bedeutendsten Werke dargestellt. Crane war auch sehr bewandert in der sozialpolitischen Literatur Deutschlands und anderer Länder.

Dem Siebzehnjährigen, der als Illustrator die Bühne des Kunstlebens betreten hatte, kaufte die königliche Akademie ein Bild ab. Und von da an reißt in Cranes Leben nie mehr der Faden ab, der Arbeit und Erfolg miteinander verbindet. Reizende Kinderbücher hat er damals geschaffen, z. B. das köstliche von den 24 Amseln, die die Köchin beleidigen, indem sie sie in die Nase zwicken und die zur Strafe von ihr in die königliche Pflaube gebaden werden, aus welcher sie aber triumphierend wieder hervorgehen. Und alle diese

Bilder und Bücher waren einfach und geschmackvoll — eine Schule für das Kinderauge — und billig dazu.

Anfang der Siebzigerjahre lebte der Künstler, der sich inzwischen vermählt hatte, einige Zeit in Italien; schon früher den Präfazellen zugeneigt, konnte er nun deren Vorbilder die florentinischen Meister und besonders Botticelli, mit eigenen Augen studieren. Hier hat auch sein Genie entscheidende Anregungen empfangen. Nach England zurückgekehrt, ging das fröhliche Schaffen weiter. Es entstanden neue Kinderbilderbücher, auch die Letzte davon waren von Crane; er illustrierte ferner Grimms Märchen und machte sich einen Namen als Meister kunstgewerblicher Schöpfungen. Hierzu zählt auch all das, was er auf dem Gebiete der Buchausstattung geleistet hat. Damals trat er auch mit formvollendeten Dichtungen voll Tiefinn und Schönheit vor die Öffentlichkeit.

Unter Cranes Gemälden ragen besonders jene hervor, in denen der Meister sein für die Freiheit glühendes Herz offenbart. Wie wundervoll ist das Bild des Jünglings mit der Jakobinermütze, im Kerker bewacht von den Gestalten der Kirche und des Feudalismus zu dem sich flügelbrausend und lichtumflutet die Freiheit nieder schwingt! Wie ergreifend vom Klang proletarischer Solidarität durchweht ist sein Fresko, das die Rettung eines Juges durch aufopfernde Arbeiter darstellt, die unter Lebensgefahr ein Hindernis von den Schienen wegräumen. Sein monumentales Werk „Der Triumph der Arbeit“ zum 1. Mai 1894 geschaffen, wurde von Herrn Scheu in Holz geschnitten. Dieses Bild sollte die Lesebücher unserer Jugend schmücken!

Seit 1886 hat Walter Crane alljährlich den Genossen zur Maifeier oder anderen Festen ein Blatt als Gabe dargebracht. Eines der herrlichsten dieser Blätter ist jenes, auf welchem der Künstler „die Solidarität der Arbeit“ darstellt, indem er fünf Arbeiter, die Erdteile verfinstlichend, die Welt umspannen läßt — „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“

Anfang 1894 ging Crane nach Amerika, um die Ausstellung seiner Werke — er war inzwischen eine europäische Berühmtheit geworden — zu leiten. Aber auch in der sozialistischen Propaganda betätigte er sich, natürlich, wie es in Amerika nicht anders zu erwarten war, ohne viel Erfolg. Wie scharf er zu beobachten wußte, gibt folgender Satz wieder, der die Summe seiner amerikanischen Erfahrungen darstellt: „Mein Eindruck war der, daß vom Standpunkt des Arbeiters betrachtet, dieser in den Vereinigten Staaten geringere Freiheit genießt, und daß das soziale Gefühl dort weniger vorgeschritten ist, als in dem von Traditionen durchdränkten Alt-England.“

In welche Periode von Cranes Schaffen wir auch hineinblicken — nie verleugnet er sein sozialistisches Herz. Ob er nun auf einem seiner Maiblätter ein Arbeiterpaar, Mann und Frau hoffnungsfroh vor uns hinstellt und dazu schreibt: „Die Sache der Arbeit ist die Hoffnung der Welt“ — oder ob er den Kapitalismus als Vampyr darstellt — immer gestaltet er die Idee in Schönheit und Kraft.

Auf der Höhe des Lebens mußte Crane einen bitteren Verlust erleiden; den Tod seines Freundes William Morris, der gleichzeitig Künstler und Schriftsteller, Industrieller und Mäzen gewesen war, und der 1896 verschied. Auch Morris war ein ehlicher und überzeugter Sozialist gewesen — dazu Romantiker und doch moderner Mensch, gleich wie Crane selber — eine Mischung wie sie vielleicht eben nur im damaligen England möglich war.

Crane hat sich auch als satirischer Zeichner bewährt. Er war ein überzeugter Pazifist, und ist feinerzeit gegen den Burenkrieg verurteilend aufgetreten. Im Daily Chronicle erschienen diese Skizzen; und der Meister hat prophetische Gabe bewiesen, als er einmal sagte, daß in Zukunft die Zeitungen sich immer mehr der Illustration werden zu bedienen haben.

Die Jahre kamen und gingen — jedes brachte Arbeit und Ehre. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts waren Werke Cranes auch auf dem Kontinent vielfach zu sehen, sogar in eigenen Ausstellungen, wie in Budapest, Paris, Berlin und mehrmals auch in Wien, so besonders die große Ausstellung seines Gesamtwerkes im Jahre 1904. Es waren dem Meister noch lange Jahre rüstigen Schaffens gegönnt in ungebrochener Frische und Kraft. Er durfte seine Epoche ausleben — jene Zeit, die noch in der Lage war, die Kunst zu lieben, zu fördern und sie einen Teil des Gesamtlebens sein zu lassen. . . .

Am 15. März 1915, mitten im Grauen des Krieges, mitten im Anfang des Unterganges einer alten Welt — jener Welt, aus welcher der Künstler so viel Schönheit geschöpft, in welche er so viel Schönheit hineingetragen hatte — starb Walter Crane auf seinem Landsitz zu Hertham. Eine rauhere, nuchternere, gequälte und in sich zerrissene Zeit mag ihn auf lange hinaus vielleicht vergessen; aber, wenn einst der Siegestag des Sozialismus kommen wird, dann wird dieser große Mensch und Künstler als solcher geehrt und geliebt werden — und nicht zuletzt als das, was zu sein er sich immer zur Ehre schätzte — als ein sozialistischer Künstler.

Der gute Galte

Von Ernst Behrendt

I.
 „Ist es nicht eine Tasse Tee ein und begann endlich.“
 „Ruth, — ich bin ja so unglücklich!“
 „Weil es dir zu gut geht?“
 „Es geht mir gar nicht gut! Bloß weil alle sagen, ich hätte so einen guten Mann, deshalb geht es mir noch lange nicht gut!“
 „Manche Frau würde sich freuen . . .“
 „Aber ich freu' mich nicht! Ich ärgere mich furchtbar, — aber ich kann's ihm doch nicht sagen! Sag' bloß was soll ich machen: Gestern telefonier' ich mit Gerda und sag' so nebenbei, ich würde mich über eine Pelzjacke sehr freuen. In dem Moment kommt Erich ins Zimmer. Ich dachte, er hätte kein Wort gehört. Heute früh ist eine Pelzjacke da!“
 „Du bist zu beneiden!“
 „Nein! Er schenkt mir einfach alles, er liest mir jeden Wunsch von den Augen ab, ich darf nicht sagen, daß mir ein Ring gefällt, schon kommt eine Auswahlendung vom Juwelier! Vormittags habe ich mir eine Tasche nur etwas länger angesehen, — abends lag sie auf meinem Tisch! Und nur wenn ich sage, ich möchte nichts geschenkt haben, — den Wunsch erfüllt er mir nicht!“
 „Sei doch froh, daß Erich dich noch so liebt.“
 „Liebt? Aber das ist ja das Schlimmste, Ruth, — ich weiß genau, er liebt mich nicht! Er hat bestimmt keine Freundin, — aber er verhöhnt mich nur aus purem Egoismus, er ist einfach ganz gemein stolz darauf, daß er so reich ist, daß er seinem kleinen Weibchen alle Wünsche erfüllen kann. Er will nur sein elendes Bedürfnis befriedigen, immer der Gute zu sein! Das ist das Gemeinste!“
 „Dagegen gibt es nur das alte Mittel: Mach ihn eifersüchtig!“

II.
 „Erich, es ist unangenehm, aber Freundespflicht: Meine Frau hat mir gesagt, deine Frau wünscht sich einen Freund.“
 „Die Jse? Das ist ja — aber ich bin doch so gut zu ihr . . .!“
 „Vielleicht deshalb . . .?“

III.
 „Ruth, — es hat nichts genützt! Morgens habe ich einen farblichen Jungen kennengelernt, er ist beinahe ganz mein Typ, und wenn ich nicht so teu' wäre . . . Für gestern Nachmittag habe ich mich mit ihm verabredet. Gestern Mittag sag' mir Erich, er müsse auf zwei Tage verreisen! Nachdem ich ihm von meiner Verabredung mit Fred auch noch erzählt habe! Ich habe natürlich im Büro angerufen: Denk dir, er muß wirklich verreisen! Die Verabredung mit Fred hat gar keinen Eindruck auf ihn gemacht. Weißt du, was er gesagt hat? „Kindchen, ich bring' dich von der Reise auch eine ganz große Überraschung mit! „Dann gab er mir einen Kuß, und weg war er. Natürlich habe ich Fred verfehlt! . . .“

IV.
 „Ruth, — es ist einfach nicht zum Aushalten! Vor 8 Tagen habe ich Freds Freund kennengelernt. Er heißt Rolf und ist noch viel netter, und ich erzähle meinem Mann den ganzen Tag von ihm. Natürlich hat er was gemerkt, er muß ja was merken, der „Gute“. Aber er sagt bloß: „Ich bin froh, daß du Abwechslung hast!“

V.
 Liebe Ruth!
 Ich habe deinen Rat befolgt und Erich beobachtet. Als er wieder für ein paar Tage verreist war, habe ich die Post durchgesehen. Es waren fast nur Geschäftsbriefe. Nur auf einem Kuvert war eine Damenhandchrift, und das habe ich auch aufgemacht. Es war die Handschrift der Sekretärin, die einen Kontoauszug übersandte. Die Abschrift schickte ich in der Anlage mit. Du wirst die denken können, daß ich auf deinen Rat in Zukunft verzichte. Gestern habe ich die Scheidung eingereicht; — mein Mann ist mir zu gut. Jse.
 Anlage: Ein Kontoauszug:
 26. 4. Eine Bonbonnière 12 RM.
 27. 4. Abrechnung für Detektivbüro „Luz“ 12 RM.
 Fred 3 Wochen flüht mit Jhre w. Gattin à 200 = 600 RM.
 Rolf 2 Wochen flüht mit Jhre w. Gattin à 275 = 550 RM.
 1162 RM.

Die „gute alte Zeit“ — von der anderen Seite

Hatten es die Menschen früher wirklich besser als heute?
 Im beschleunigten Tempo der Gegenwart denkt man mit Rücksicht auf die „gute, alte Zeit“, in der es ein gemächlicheres Leben gab. Kein Zweifel, daß jene Zeit in geistig-kultureller Hinsicht eine geschlossener Struktur aufwies, und daß sie viele andere Vorzüge

haben mochte. Aber dennoch . . . In einem schönen Märchen Andersens findet der Held die „Gatolischen des Glücks“, mit deren Hilfe er sich in die ersehnte alte Zeit zurückversetzt. Kaum ist der Wunsch erfüllt, da stört ihn der Mangel an all den gewohnten Bequemlichkeiten und er will wieder zurück. Würde es uns heute anders gehen? Betrachten wir die Vergangenheit einmal „von der anderen Seite.“

Wir können heute im Flugzeug in ein paar Stunden von Leipzig nach Paris reisen — aber noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts kostete eine derartige Unternehmung einen schweren Entschluß. Denn die Reisenden waren ausschließlich auf die Postkutschen angewiesen. Die gewöhnliche Post fuhr außerordentlich langsam und machte häufig Station. Wer daher „bequem“ und „rasch“ reisen wollte, benutzte die bedeutend teure „Etrapost“, oder leistete sich einen oder mehrere eigene Wagen. In Preußen legte die gewöhnliche Fahrpost vordrillsmäßig 7,5 Kilometer in etwa 1 1/2 Stunden zurück, für je 7,5 Kilometer mußte man 70 Pfennige zahlen. Die Etrapost kostete in Preußen für je 7,5 Kilometer Wegestrecke bereits 5 Mark, und die Reisenden konnten an einem Tage höchstens 75 Kilometer zurücklegen. Vornehme Leute aber, die sich einen eigenen Wagen leisten, mußten auf je 7,5 Kilometer für eine Person mindestens 10 Mark in Aufschlag bringen. Daher waren Unvermögende auf das Reisen zu Fuß angewiesen. Die schlechtesten Straßen und die oft unzulänglichen Wirtshäuser trugen nicht gerade dazu bei, die Reisenden zu erheben. An den Stadttoren wurden zudem die Fremden peinlich auf zollpflichtiges Gut untersucht und Passsicherereien waren an der Tagesordnung. Dazu kam, daß Reisende, besonders in Süddeutschland, besonders auf ein Zusammentreffen mit Straßenräubern gefaßt sein mußten.

Eine Folge des schlecht entwickelten Verkehrswezens war die Verzögerung im Nachrichtendienst. Zu Ende des 18. Jahrhunderts dauerte beispielsweise die Briefbeförderung von Frankfurt a. M. nach Berlin mindestens neun Tage! Noch im 16. Jahrhundert war der Zustand der Straßen in den Städten für unsere heutigen Begriffe einfach schauerlich, — die Straßenreinigung wurde erst im 17. Jahrhundert üblich. Bis dahin wurden die Straßen in den Städten keineswegs entwässert, man warf den Unrat einfach vor die Haustüren (siehe das Sprichwort: „jeder soll vor seiner eigenen Tür kehren“). Abzugrohren waren eine große Seltenheit. Gegen Ausgang des Mittelalters führte man die hölzernen „Dachkänäle“ ein, die das Wasser mitten auf die Straßen beförderten und in Frankfurt z. B. erst im 18. Jahrhundert durch bis zum Boden reichende, blecherne Dachrohre ersetzt worden sind. Klein- und Federvieh trieb sich unbekümmert auf den ohnehin engen Gassen herum, — in Berlin hat erst der Große Kurfürst die Schweine von der Straße verwiesen. Das Tragen von Stetzelshuhen geschah nicht etwa zur Belustigung der Bürger, sondern war notwendiges Erfordernis, um mit dem Straßenschmutz nicht in peinliche Berührung zu kommen. War ein färslicher Besuch angelegt, so wurde eine Reinigung bestimmter Straßen gefällig angeordnet — man bedeckte dann den Kot mit Stroh und legte Holschwellen vor die Häuser.

Wenn man nach Anbruch der Dunkelheit seine Wohnung verlassen wollte, durfte man ja nicht vergessen, sich laut Vorbericht mit einem Licht zu versehen, denn Straßenbeleuchtung kannte man nicht in der „guten alten Zeit“. In Berlin wurde erst unter dem Großen Kurfürsten öffentliche Beleuchtung — trübe brennende Dellampen — eingeführt. Für die Zimmerbeleuchtung war man bis weit in das 19. Jahrhundert hinein auf die Talglitzen und Tran- und Dellampen angewiesen.

Auch tagsüber war es früher in den Wohnungen dunkler — im 15. Jahrhundert noch gark das Fenster aus Glasstücken durchaus als Luxus; man begnügte sich meist mit Rahmen, in denen dünne Leinwand, Pergament oder Papier eingespannt waren.

Der Steinbau der Häuser hat sich außerordentlich langsam durchgesetzt; bis ins 14. Jahrhundert überwog durchaus der Holzbau, in Norddeutschland bis ins 16. Jahrhundert. Man bedenke: Holzbau, Strohdächer, Fehlen der Schornsteine, Enge der Straßen — und es nimmt nicht wunder, daß man in den Chroniken fast aller Städte Berichte von geradezu verheerenden Feuersbrünsten findet. Im 12. Jahrhundert wurde Regensburg dreimal fast vollständig eingeäschert, und in Straßburg brannten noch im 14. Jahrhundert wiederholt ganze Straßenzüge nieder. Dabei waren im Mittelalter die Feuerlöschgeräte auf lederne Feuerreimer und Wasserlufen beschränkt. Noch tief bis ins 19. Jahrhundert hinein mußte das Wasser zum Feuerlöschen dadurch herbeigeschafft werden, daß die ledernen Feuerreimer in der langen Reihe der hilfsbereiten Bürger von Hand zu Hand gereicht wurden.

Die unhygienischen Zustände in den Städten, die mangelhafte Versorgung mit Trinkwasser, die häufige Verseuchung von Brunnen usw. unterstützten die großen Epidemien, die im 15., 16. und 17. Jahrhundert wüteten und in den Städten eine erschreckend große Anzahl von Opfern forderten. Im Jahre 1437 sollen z. B. allein in Nürnberg 13 000 Menschen einer Seuche erlegen sein! Furchtbare Krankheiten kannten die früheren Jahrhunderte. Bekannt ist das Wüten des „Schwarzen Todes“ (indische Beulenpest)

im 14. Jahrhundert, einer ansteckenden Krankheit, gegen die alle Mittel erfolglos waren und die am dritten oder vierten Tage meistens zum Tode führte. Noch im 17. Jahrhundert war die Pest eine bekannte Erscheinung, sie verschwand aus Deutschland erst im 18. Jahrhundert.

Auf dem Aberglauben des Mittelalters, daß Menschen von Dämonen heimgejucht werden, beruhen die Hexenprozesse, die schon im 15. Jahrhundert üblich, im 16. und 17. Jahrhundert in erschreckender Weise überhand nahmen. Im Bistum Bamberg z. B. wurden von 1627—1630 bei einer Bevölkerung von ca. 100 000 Menschen 285 Personen wegen Hexerei zum Tode verurteilt! Die Habsucht spielte eine nicht geringe Rolle bei den Hexenprozessen, denn das Vermögen der Verurteilten wurde unter die beim Prozeß Beteiligten verteilt. Mit dem Verdacht der Hexerei war man sich selbst zu Hand. Brauch eine Seuche aus, war Wassers- oder Feuersnot: die „Hexen“ wurden verantwortlich gemacht. Ungewöhnliche Schönheit, ungewöhnliche Häßlichkeit, ungewöhnliche Dummheit, ungewöhnliche Klugheit, alles konnte in den Verdacht der Hexerei bringen.

Die Grausamkeit des Prozesses selbst übersteigt alle Grenzen — das Verbrennen bei lebendigem Leibe war durchaus keine Ausnahmemaßnahme.

Das Bekenntnis der Schuld wurde in den meisten Fällen durch die Folter erpreßt, und dabei galten „Daumenlock“ und „Beinschrauben“ noch als verhältnismäßig milde Marterqualen.

Die Härte der Strafen, besonders im 15. bis 17. Jahrhundert, ist schwer zu überbieten. Die häufigste Form der Todesstrafe war das Hängen; das Ertränken wurde namentlich bei Frauen angewandt, das Rädern bei Straßenaub und Mord, das Verbrennen bei Hexerei und Kezerei. Auch das Lebendigvergraben und Einmauern sind im 15. Jahrhundert bezeugt.

Von Dr. J. Düren

Die Zeitkrankheit

In früheren Zeiten gab es eine Modetranke für nichtstunde Dämchen, die nicht wußten, wie sie den Tag totschlagen sollten und darum sich alle paar Wochen eine neue Krankheit ausdachten, damit sie zu gegebener Zeit eine Brunnentur in einem mondänen Badeort von ihrem Hausarzt verschrieben bekamen. Dieser Typ parasitärer Erscheinungen wird wohl nahezu am Aussterben sein und kein vernünftiger Mensch ihm eine Träne nachweinen, sondern nur begähnen, daß auch jene Modeweibchen in das Rad werktätiger Arbeit und Sorge um das tägliche Brot eingespannt wurden.

Dafür aber haben wir heute eine Krankheit allgemein und überall, die in ihren verhängnisvollen Auswirkungen vielleicht viel schlimmer und nachhaltiger ist, als oberflächliche Beobachter schlechthin annehmen können. Ein moderner Schriftsteller hat in seinem sehr spannenden und tiefstehenden Roman: „Matthias Berner oder die Zeitkrankheit“ (Paul Jolnay Verlag, Berlin) in freiem Bekenntnis versucht, an den verschiedensten Menschen, ein Bild jener „Zeitkrankheit“ zu geben, die in ihrer rein negativen seelischen Beeinflussung nahezu verheerendes Unheil und lange nicht mehr gutzumachenden Schaden anrichtet. Colerus zeichnet uns die Jugend, die sich vor der Phrase fürchtet und darum den „Geißling Kischig“ findet; er zeigt uns in der ersten Frau des Helden eine mondäne Modepuppe, die an dem bishigen Ernst, den sie aufzubringen in der Lage ist, zugrunde geht; er legt uns seinen Helden als einen kämpfenden Menschen ans Herz, der es heilig nimmt mit seinem Beruf als Richter, seine Problematik bis in alle Phasen durchlebt und der erst am Schluss nach vielen Irrnissen und Wirrnissen an der Seite der ihm adäquaten Frau und am Bette seines schlafenden Kindes zu dem wunderbaren Erlebnis kommt: „Der Sinn de Lebens ist das Leben selbst!“ Diese herrliche Quintessenz aller menschlichen Philosophie zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch, das so reich ist an Streben nach Erkenntnis und Wahrschaffigkeit, so erschütternd in der unbedingten Klarheit, alle Verworenheit zu enträtseln und alle Leiden unserer Lage an den verschiedensten Menschen aufzuzeichnen. Daß dabei auch ein starkes Bekenntnis zu Pazifismus und Sozialismus, nicht ohne die Bedeutung des Individualismus zu schmälern, Hand in Hand geht, darf uns ganz besonders freuen.

Als Schlußertrakt aller Betrachtungen über die chaotische Stimmung unserer Zeit kommt der Verfasser zu folgendem richtigem Ergebnis, mit dem er wohl an die tiefsten Wurzeln dieses Problems greift. Er sagt: . . . Er hatte eingesehen, daß in einer Zeit der Relativität aller Werte jeder Verurteilte unschuldig verurteilt wurde, jeder Anstößige, Rechtschaffene im tiefsten Grunde albern war. Denn wo die Maßstäbe des Erlaubten schwanken, wo jedes Recht gleichwertig neben einem andern steht, ist auch das Gesetz nichts als ein Instrument der Macht. Aufgestellt im Interesse irgendeiner herrschenden Gruppe. Und jeder, der zwischen die Zahnräder solchen Rechtes gerät, ist unglücklich, aber nicht schuldig. Wer durchschlägt ist schlaul und tüchtig, nicht aber unmoralisch. Kann volle Aufrichtigkeit leugnen, daß Relativierung aller Moral besteht, daß sie fortschreitend Gemeingut aller Menschen wird?

Warum aber verneint das Herz und das tiefste Gefühl solche Auflösung? Warum weiß dennoch ein dunkler, unerbittlicher Richter in uns, wann wir „das Gesetz“ erfüllen? War das alles Einbildung, Verurteil, Vererbung, unbewusstes Interesse? Was es nicht Auswege durch einen Abolitionismus der Lebenshaltung? Dadurch nämlich, daß wir alles Aufbauende, Lebensfördernde als Recht, alles Zerfördernde als Unrecht betrachteten? Kösten sich dadurch nicht viele Widersprüche? Durften wir, als unterhalb, innerhalb des Lebens stehende Wesen überhaupt den Versuch machen, mit unserer angemessenen Weisheit über die in uns liegenden und sich uns mittelbar offenbarenden Zwecke des Lebens hinauszugreifen? Ueber jene Zwecke, die uns der spezifisch menschliche Instinkt saate? Jener Instinkt, der sich stets mehr und mehr von den tierischen Instinkten ablöste? Wohin aber wies uns dieser Instinkt? Wies er uns nicht durch die Jahrtausende, unbeirrt durch alle Rücksälle in die Tugend, stets und eindeutig nach dem einen lichten Ziel? Nach jenem gemeinsamen Weg aller Menschen, dem Weg des Aufbaues, des Weiterbaues? Nach jenem Weg, dessen Beginn und Ende die Liebe ist? Nicht die Urwaldtrommel, die das Blut aufsperrt, die Augen umnebelt und die Mord und Gewalt nicht scheut. Nein, jene Liebe, die als selige Interferenz zusammenprallender Wellenzüge stets mehr und mehr Licht erzeugt. Und die alle Jonen in uns zu einer allgemeinen Bejahung fortweist, daß es in uns aufbraust wie Orgelton und Glockenklang.“

Ist dieses Bekenntnis nicht eine frohe Bejahung, klingt in ihm nicht ein starkmachender Optimismus, gibt er nicht wieder ein Ideal, an das wir glauben, für das wir kämpfen können! Pfesen wir die Spalten der Zeitungen, verfolgen wir die blutigen Pfesen des Wahlkampfes draußen vor den Toren der politischen Arena, dann wird ohne weiteres und bis in die letzte Konsequenz klar, wie krank wir alle sind, wie sich das Gift der Zeitkrankheit, Relativismus, Negativismus, Ekel, Mäßigkeit, Resignation in uns hineingekesselt hat und welch schwere Aufgabe es sein wird, bis wir alle wieder kraftvoll und gesund, dem Ziel edler Menschlichkeit zustreben werden und wollen. Denn unser Wille war es vor allem, der, krank und siech, verhängnisvollem Kompromissierertum sich zu neigte, der in tragischer Passivität uns Zuschauer werden ließ, statt Akteure und Kämpfende. Aber alle jene, die uns wieder Mut machen, Hoffnung in uns beleben, Glauben erwecken, sie sollen uns willkommen sein als Helfer, als Wegbereiter, die tief ins Erdreich vorstoßen und es lodern und vorbereiten für Steine, die in langsamem Werden geschichtet werden müssen. So sei uns auch dieses Buch, das in seiner reinen, anständigen Gestaltung tumbob über vielen Produktionen der letzten Reifjahre steht, und in seiner schlichten Art und seinem lebensbejahenden Glauben, sowie innere Stärke und Kämpfergeist zu geben vermag, dankbar willkommen und ihm weiteste Verbreitung gewünscht. D.

Hundert Tage Zeitungsroman

In Deutschland werden für Zeitungen und Zeitschriften jährlich 50 000 Romane verbraucht; wären alle diese Romane Neuerscheinungen, so müßte unter jedem Tausend Deutschen vom Greis bis zum Säugling je einer sein, der im Jahre einen Druckreife Zeitungsroman produziert. Schon das läßt erkennen, daß Erzeugung und Vertrieb von Zeitungsromanen sozusagen im industriellen Großbetrieb vor sich gehen muß, wenigstens für den weitaus beträchtlichsten Teil dieser Literatur. In einer sehr aufschlußreichen Betrachtung im Programm der Funkstunde gab Dr. Ernst Meunier-Hannover, einen Einblick in diese Romanfabrikation von einst und jetzt, die — wie er angab — heute rund 95 Prozent des gesamten Bedarfs deckt. Nur 5 Prozent — hauptsächlich die führenden großstädtischen Blätter — pflegen demnach den literarisch hochwertigen Roman, der im allgemeinen auch den unmittelbaren Kontakt zwischen Verfasser und Redaktion bedingt. Die übrigen Romane werden gegen einmalige Abfindung oder Lantemeanspruch von den großen Romanvertrieben aufgekauft, die diese literarischen Erzeugnisse möglichst vielfältig auszuwerten versuchen. Besonders begehrt sind zwei Romangattungen: der „Reißer“ nach englischem Vorbild und die Heim und Heid rosig verklärte oder zu höheren Sphären emportragende „Gemeinsamkeit“. In solchen Romanen „erleignet“ sich etwas; jede Fortsetzung ist spannend. Psychologische Feinheiten verträgt der Durchschnittszeitungsroman nicht; er enthält sie auch nicht.

Das Vorbild zu diesem Romantyp findet sich bereits in den allerersten Anfängen des Zeitungsromans, der vor hundert Jahren von Eugen Sue und von Dumas Vater und Sohn fabrikmäßig hergestellt wurden. Der ältere Dumas beschäftigte als Unternehmerr eine ganze Anzahl von Schriftstellern, mit deren Unterstützung er „seine“ Romane hervorbrachte. Nur so ist es zu verstehen, daß er in der Folge von drei Jahren mit 96 Bänden herauskommen konnte. Seine Gesamtproduktion, die begeistert nachgeahmt und überfetzt wurde, betrug über tausend Bände. Der deutsche Zeitungsroman fand seinen ersten bedeutenden Vertreter in Friedrich Spielhagen.